Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 29 (1987)

Artikel: Literatur, wohin?

Autor: Mohler, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-972002

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Literatur, wohin?

von Hans Mohler

Unlängst ging ich durch eine Bahnhof-Unterführung. In einiger Entfernung waren einzelne Töne zu hören, halb flöten-, halb akkordeonähnlich. Ein Kind, dachte ich. Es ist dabei, die Welt selbsterzeugter Laute zu entdecken. Kurze Zeit später stellte sich heraus: Kein Kind, sondern ein junger Mann. Sein Instrument war eine Kinderflöte mit Tasten, und was er zu spielen versuchte, war ein Kinderlied. Versuchte, sage ich, denn gut die Hälfte der Töne ging zunächst daneben. Man mag öffentliches Üben von Elementarstem bereits als Ärgernis empfinden, doch war es etwas anderes, das mich störte: Vor den Füssen des Anfängers lag ein Plastikbecken mit einigen Münzen darin. Der Stümper begnügte sich also nicht damit, die öffentliche Luft akustisch zu verschmutzen, er wollte dafür auch noch bezahlt sein. Niemand (auch ich nicht) sagte ihm: «Gehen Sie nach Hause, und wenn Sie ein halbes Dutzend Lieder fehlerfrei spielen können, habe ich nichts dagegen, wenn Sie sich wieder hier aufstellen.»

In einer Fussgängerzone der gleichen Stadt produzierte sich ein Alt-Star der Unterhaltungsbranche am selben Nachmittag, für irgend einen guten Zweck, wie ein Transparent betonte. Er war breit und dicht umringt von Zuhörern. Ihr Lauschen kann ich nicht anders als andächtig bezeichnen. Man denke: Ein Gesicht, das man seit dreissig Jahren vom Fernsehen her kennt und dessen zugehörige Stimme eine Zeitlang fast täglich wie Sirup aus dem Lautsprecher floss, bietet sich der Öffentlichkeit dar, fast zum Anfassen. Eine Berühmtheit geht auf die Strasse, und nicht, um Publicity zu schinden (das hat der Mann doch gar nicht nötig, berühmt ist ein für allemal berühmt), sondern aus purer Uneigennützigkeit. Niemand (auch ich nicht) rief ihm zu: «Gehen Sie nach Hause. Was Sie hier bieten, ist zehnmal aufgewärmter kalter Kaffee. Sie schaden dem Zweck, dem Sie nützen wollen.»

Was haben die beiden Begebenheiten mit Literatur zu tun? Zur ersten: Es ist nie so viel geschrieben worden wie eben jetzt. Leute, die über erste Anfänge nicht hinaus sind, produzieren sich öffentlich. Letzten Endes geht es ihnen so wenig um Literatur wie dem übenden Stümper um Musik. Die Literatur ist ein Vorwand, um sich in Szene zu setzen. Man zeigt, dass man dazugehört (wo, das wird noch zu zeigen sein), auf der richtigen Seite steht. Das Verfahren ist einfach: Man muss provozieren, und das um jeden Preis. Zur Provokation kann auch gehören, öffentliche Unterstützung zu verlangen. Und sie wird gewährt. Man gibt den Provokateuren Stipendien und Preise. Man verschafft ihnen Auftritte.

Was dabei herausschaut, sind nicht Objektivierungen eigenen Erlebens, Modellfälle, die in einem grösseren Zusammenhang stehen, sondern Privates fast im Rohzustand. Dieses Private scheint immerhin eine gewisse Originalität zu verbürgen. Weit daneben! Diese Literatur ist von beinahe erschreckender Konformität: Individuelle Frustrationen und Aggressionen, persönliches Leiden an einer Gesellschaft, deren Wohltaten man allerdings nicht verschmäht. (Man hat es nicht erlebt, dass jemand einen Preis abgelehnt hätte, weil er von einer Gesellschaft verliehen wurde, die zum Gegner erklärt worden ist. Sartre, 1964 den Nobelpreis zurückweisend, ist

die grosse Ausnahme, aber sie liegt auf einer anderen Ebene). Missstände, die vielleicht tatsächlich bestehen, werden hinterhältig übertrieben, um «aufzurütteln, bewusst zu machen.» Es wird dabei weder aufgerüttelt noch bewusst gemacht, denn das Ganze bewegt sich in den immer gleichen Zirkeln, die bereits aufgerüttelt und aufgeklärt sind. So war es vor einiger Zeit auch mit dem Theater: «Bewusstseinserhellung» war das grosse Schlagwort. Dass dabei offene Türen eingerannt wurden, weil nur Leute mit bereits erhelltem Bewusstsein ins Theater gingen, störte offenbar niemanden.

In die gleiche Kerbe haut nun die sogenannte Belletristik – eine auf diese Literatur eigentlich nicht anwendbare Kategorie, denn es geht darin um «Farbe bekennen, politisch Position beziehen, mit der Sprache Partei ergreifen für die Sprachlosen, protestieren gegen die Machenschaften der Mächtigen und den Kampf aufnehmen für die Sache der Ohnmächtigen.» So deutlich wie dieser Namenlose in einem Zeitungsbericht, sagen es die meisten allerdings nicht, aber wenn man es nicht schon gewusst hätte, wüsste man es jetzt: Die Literatur ist ein Vehikel der Politik.

Nichts gegen Politik. Sie ist nötig, und sie muss auch heisse Eisen anfassen, muss gegebenenfalls Farbe bekennen, Position beziehen, Partei ergreifen, protestieren. Dies allerdings mit verschiedenen Stossrichtungen, nicht bloss einer einzigen. Es ist aber ein fataler Irrtum zu glauben, politisch engagierte Literatur sei die einzige, die zählt, ja die einzig mögliche überhaupt. Ein Mann, der es vielleicht nicht schätzt, in diesem Zusammenhang zitiert zu werden, hat dazu gesagt: «Das Stück (Bertolt Brecht: Turandot oder Der Kongress der Weisswäscher) lässt keinen Zweifel: Die Wahrheit kommt, die Wahrheit siegt, Vorhang, als kämen die Intellektuellen nicht mehr in Schwierigkeit mit der Wahrheit nach dem Vorhang.(. . .) Überhaupt dieses Kindertheater für Intellektuelle (. . .) Es war schlimm (. . .)» (Max Frisch: Tagebuch 1966–71, S. 214). Für einen Brecht-Verehrer ist das ein bemerkenswert freimütiges Urteil über ein Stück politisch engagierte Literatur. In der gleichen Eintragung ist die Einsicht zu finden: «. . . nur nützt unser Protest eben nichts, im Gegenteil, unser Protest attestiert den Machthabern bekanntlich, dass sie tolerant sind.»

Das hätte man sich hinter die Ohren schreiben müssen. Aber offenbar nützt auch eine solche Einsicht nichts. Es wird weiterhin die «Enttäuschung über den Lauf der Welt» formuliert. Es wird weiterhin gehofft, die Ideen des politischen Engagements, denen die Welt sich nicht anbequemen will, kämen irgendwann doch noch zum Durchbruch («Die Wahrheit kommt, die Wahrheit siegt.») Es wird eine Welt gezeigt, in der es keine normalen Menschen gibt, nur Beschädigte, Frustrierte, irgendwo zu kurz Gekommene, Unterdrückte, an den Rand der Gesellschaft Gedrängte, mit sich selbst Zerfallene. Es ist die Gegenwelt der Oppositionellen, dargestellt mit einer Ausschliesslichkeit, als ob es nichts anderes gäbe. Nimmt man diese Welt zum Nennwert, dann ist unser Land nichts als ein Tummelplatz unverantwortlicher Geschäftemacher, alles beherrschender Multis, tyrannischer Väter, finsterer Geldwäscher, sturer Militärköpfe, prügelnder Polizisten. Sie ist ein wahres Jammertal: Minderheiten werden unterdrückt, die Frauen sind rechtlos, die Arbeiter werden schamlos ausgebeutet, die Jugendlichen sind chancenlos, die Ehen brüchig oder zerbrochen, die Homosexuellen und Drogensüchtigen kriminalisiert. Intakte Familien, fröhliche Menschen, die ihre Ferien geniessen, zufriedene Arbeitnehmer, menschliche Vorgesetzte, tolerante Machthaber, glückliche Mütter, Kirchgänger, die Natur geniessende Sonntagswanderer, Schrebergärtner, Kunstliebhaber, Bastler, ihren Ruhestand sinnvoll nützende Rentner, das alles gibt es nicht. Das Positive ist offenbar nicht literaturwürdig. Dennoch steckt es natürlich hinter dem Negativen: als vage politische Hoffnung. Wo sie sich ein seltenes Mal artikuliert, trägt sie die rührend schwärmerischen Züge einer kommenden heilen Welt.

Einige wenige sind mit dieser Art Literatur arriviert. Sie leben auf recht grossem Fuss in bürgerlicher Sicherheit, und die Zielscheibe ihrer ständigen Angriffe ist so tolerant, sie mit Ehrungen und Preisen zu überhäufen. Wehe, wenn sie es nicht tut! Vor einiger Zeit hat einer den abweisenden Bescheid der Zürcher Regierung, weil sie

erstens den gleichen Mann schon mehrfach ausgezeichnet und unterstützt hatte und sich zweitens die Wunden seiner jüngsten Attacke leckte, flugs an den Bundesrat weitergezogen, notabene an eine Instanz, die vom gleichen Mann üblicherweise als Handlanger der Hochfinanz apostrophiert wurde. Solche Blössen geben sich die Alt-Stars natürlich nicht, haben es auch nicht nötig. Ihre Subsistenzmittel fliessen ohne Nachhilfe.

Image-Pflege brauchen allerdings auch sie. Sie setzen ihre Unterschrift unter irgend einen Protest-Aufruf, laufen in Demonstrationen mit, falls sie sich nicht gerade in ihrer Zweit- oder Drittwohnung aufhalten, treten an Gewerkschafts- und anderen Kongressen als Star-Redner auf, und vor allem benutzen sie jede Gelegenheit, die Trendwende zu beklagen, als ob sie diese durch die Überbeanspruchung der Toleranz und durch das Aufwärmen des gleichen kalten Kaffees bis zum Überdruss nicht teilweise selber herbeigeführt hätten. «Aufklärung, das abendländische Wagnis der Moderne», heisst es dann, «ist weitherum gescheitert. Man möchte nicht wissen, sondern glauben.»

Womit der Nagel auf den Kopf getroffen ist, denn auch die Aufklärer selbst sind im Grunde keine Wissenden. Ob die Dogmen, auf die man sich beruft, kirchlich oder sozialpolitisch gefärbt sind, macht keinen Unterschied. Dogmen sind unbeweisbar, man hat sie zu glauben oder links liegen zu lassen. In diesem Zusammenhang von «Wissen» zu reden, ist absurd.

Es ist klar, dass man der Klage über das Scheitern die Frage nach dem Warum anhängt. Sündenböcke sind immer zu finden. Da sind einmal die entarteten Praktiken des «real existierenden Sozialismus», die den Sozialismus als Hoffnung unglaubwürdig machen. Da ist aber auch die böse Macht USA mit ihrem Aufstand der Reichen gegen die Armen, der nun auch auf Europa übergreift.

Nützlicher wäre gewesen, das, was hier «Aufklärung» genannt wird, zu hinterfragen. Die Aufklärung, ein Kind des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, sieht den Menschen und seine Welt nur als Materie, funktionierend nach linear-kausalen mechanistischen Gesetzen: Aus a folgt b. Hauptvertreter ist René Descartes, latinisiert Cartesius. Obgleich die moderne Physik nicht müde wird zu beweisen, dass es diese Gesetze als unumstössliche Gegebenheiten nicht gibt, bloss als statistische Wahrscheinlichkeiten, ja, dass sogar der Begriff «Materie» im bisherigen Sinn nicht aufrechterhalten werden kann, bauen die heutigen Aufklärer ihr Weltbild auf den längst überholten, ja zu keiner Zeit überhaupt gültigen Anschauungen auf. Ihr Wissen ist kein wirkliches Wissen, sondern der aus Rationalismus und Doktrinarismus zusammengebraute moderne Aberglaube, den C.G. Jung «unsere Zeitkrankheit» genannt hat. (In «Erinnerungen, Träume, Gedanken», S. 302). Der Zustand unserer Literatur illustriert diese Zeitkrankheit aufs Eindrücklichste. Was als Heilmittel angepriesen wird, nämlich die angebliche Aufklärung und rationale Erhellung der krankmachenden Strukturen, erweist sich als die Krankheit selbst. Sie kann nur geheilt werden, wenn man das untaugliche Instrumentarium dorthin wegwirft, wo es längst hingehört: auf den Schrotthaufen der Geistesgeschichte. Solange man versucht, eine Sinfonie aus der materiellen Struktur der spielenden Instrumente zu erklären, wird weder etwas wirklich erkannt noch etwas geheilt.

Es hat tatsächlich eine Tendenzwende stattgefunden, aber nicht im Sinne einer Restauration, eines Abbaues, wie die Aufklärer jammern, sondern im Sinne einer Absage an das materialistisch-mechanistische Weltbild. Max Frisch, einer der Vor-Denker der modernen Aufklärung, hatte einmal einen hellen Moment, als er den Erz-Materialisten Walter Faber sagen liess: «Es stimmt nichts», nämlich sein ganzes Ingenieur-Weltbild, das ihn zum seelischen Krüppel gemacht hat. Das war allerdings (im Buch) eine Einsicht in extremis. Greifbare Folgen hat sie beim Autor, soviel man sieht, nicht hinterlassen. Dabei hätte diese Einsicht der Ansatzpunkt einer neuen, wirklichen Aufklärung sein können, nämlich der Beginn des Aufräumens jener cartesianischen Schuttberge, die seit dreihundert Jahren den Blick auf die Wirklichkeit des Menschen verstellen. Es blieb beim Gedankenblitz. Es hat aber auch keiner der Mitstreiter den Finger auf jene Stelle gelegt und gesagt: «Das ist es. Da müs-

sen wir weiterfahren.» Man gräbt immer noch Tunnel durch die Schuttberge, um zu sehen, wo man herauskommt. Bei einem anderen Schuttberg, wahrscheinlich. Jedenfalls nicht bei der Wirklichkeit des Menschen, der eben nicht bloss Materie ist, sondern einiges mehr.

Es sieht also nicht so aus, als sei unsere Literatur imstande, die von der Physik in Gang gebrachte Tendenzwende mitzumachen. Sie müsste verkrustete Strukturen aufbrechen («Der Geist steht links» usw.) Sie müsste auch auf handfeste Privilegien verzichten, denn die cartesianischen Aufklärer haben das Ohr fast sämtlicher Medien. Die Schlüsselstellen dieser Medien sind mit anderen Aufklärern besetzt, und wer nicht in ihr Horn stösst, hat dort nichts zu suchen. Eine Mafia aber löst sich nicht von selber auf. Da müsste schon von oben her etwas geschehen. Dort ist man aber, bekanntlich, tolerant. Auch das Verlagswesen müsste bisherige Leitbilder verabschieden. Anzeichen, dass auch das Publikum allmählich genug hat vom aufklärerischen Einerlei, sind sichtbar: Der Erfolg eines Michael Ende mit seinen Phantasmagorien spricht eine deutliche Sprache, aber das ist eine Reaktionserscheinung auf die literarische Krankheit, nicht ihre Heilung. Vor der Krankheit die Augen verschliessen, heilt sie nicht. Eskapismus, Flucht in eine Traumwelt, war nie eine Lösung.

So bleibt nur die Hoffnung, diese nichts Wirkliches aufhellende Aufklärung sterbe dereinst an ihrer eigenen Sklerose. Spätestens dann werden auch die Verleger merken, was die Stunde geschlagen hat.

Wohin also geht die Literatur? Nirgends hin, vorläufig. Sie tritt an Ort. Sie ist von ihren Ideen her, vom sozialen Pathos her, von gestern und vorgestern. «Es stimmt nichts». Wer aber kommt und sagt, was stimmt? Noch ist niemand in Sicht. Es ist ja auch bedeutend einfacher, zu sagen was nicht stimmt. Wenigstens das hätte deutlich gesagt werden müssen. Aber der Mann, der es hätte tun können, ist zum Denkmal eines Widerstandes erstarrt, der von Anfang an sinnlos war. Offenbar war ihm das Denkmal wichtiger.

Literatur, wohin? Die Frage steht im Raum.